

ZEITSCHRIFT
FÜR DAS
GYMNASIALWESEN.

HERAUSGEGEBEN

VON

H. J. MÜLLER.

LXIV. JAHRGANG.
DER NEUEN FOLGE VIERUNDVIERZIGSTER JAHRGANG.

BERLIN 1910.
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW. 68, ZIMMERSTRASSE 94.

heiten einer Anzahl von zweifellos vortrefflichen Leipziger Seminar-
mustermägdlein, ein Idealbild, das mit dem von Horaz in den
Satiren wiederholt verspotteten Idealbild des stoischen Weisen die
eine verzweifelte Ähnlichkeit hat, daß beide in der rauhen Wirk-
lichkeit des Lebens nicht vorkommen.

Solingen.

Adolf Lange.

Joh. Friedrich Herbart, Sämtliche Werke, herausgegeben von
Karl Kehrbach und Otto Flügel. XIV. und XV. Band, herausgegeben
von Otto Flügel. Langensalza 1909, Hermann Beyer & Söhne.
XXII, u. 295 u. 287 S. 8. je 5 M.

Die mir vorliegenden beiden Bände der großen Herbart-
Ausgabe enthalten im wesentlichen die Akten über dessen Seminar
in Königsberg vom Jahre 1809 bis 1833. Sie sind für die Ge-
schichte der Pädagogik von größtem Interesse. Das Bedeutsamste
sind naturgemäß die Berichte, die Herbart selbst über den Fort-
gang der Arbeiten, über seine Methode, seine Mitarbeiter, seine
Hoffnungen und Ziele dem Ministerium erstattet hat; der Leser
gewinnt einen tiefen Einblick ebenso in die Persönlichkeit des
Mannes wie in die Verhältnisse, die sich ihm hindernd entgegen-
stellen. Darüber freilich ist kein Zweifel, daß die Regierung
seinen Bestrebungen immer großes Verständnis entgegengebracht
hat; aber der Druck der finanziellen Not, der Ausbruch des
Krieges — die Zeitumstände brachten erst Zerstreuung und
trieben bald die jungen Männer teils ins Feld, teils ins Examen
und von da ins Amt“ (XIV S. 64) —, auch mangelndes Interesse
bei der Studentenschaft erschwerten lange die Ausführung seiner
Absichten in hohem Maße. Der erste Entwurf zur Gründung
eines Seminars wird nicht ausgeführt; erst aus dem Dezember
1815 stammt der zweite. Um Übungsschüler zu haben, nimmt
Herbart Pensionäre; übrigens ist die Zahl der Schüler immer
recht gering gewesen; als er Königsberg verließ, waren es nur 4.
Die Beschaffung eines Hauses, in dem er mit den Pensionären
wohnen und auch der Unterricht stattfinden kann, gelingt erst
1818. Gemeinsame Seminarsitzungen werden merkwürdigerweise
erst 1820 eingeführt.

Der für eine kurze Besprechung zur Verfügung stehende
Raum gestattet nicht, auf Herbart's Methode — Anfang der alten
Sprachen mit der Odyssee, Beginn „des ernstlichen Unterrichts
im Lateinischen“ mit der Äneide, Bevorzugung von Platos Büchern
über den Staat und Cicero de officiis, Lektüre des Herodot, An-
schauungsübungen, Forderung eines philosophischen Unterrichts
für die Gymnasien usw. — genauer einzugehen. Die Akten sind
mit großer, teilweise gewiß etwas zu großer Ausführlichkeit ab-
gedruckt. Jedenfalls verdient der Herausgeber für die wichtige
Publikation aufrichtigen Dank.

Frankfurt a. M.

F. Neubauer.

Theodor Finckh, Lehrbuch der philosophischen Pro-
pädeutik. Heidelberg 1909, Carl Winters Universitätsbuchhand-
lung. 132 S. 8. 1,80 M.

Die Philosophie hat in den höheren Schulen Preußens lange
beiseite gestanden, erst in den letzten Jahren ist sie wieder
stärker in den Vordergrund getreten, allein immer noch derart,
daß sie nicht als besonderes Lehrfach erscheint, sondern in einer
meist nur geringen Stundenzahl den Schülern geboten wird, wo
sich ein geeigneter Lehrer findet, wohl meist in Verbindung mit
dem deutschen Unterrichte. Ganz anders ist es in Österreich,
wo im letzten Schuljahre philosophische Propädeutik als verbind-
liches Lehrfach betrieben wird, um eine Verknüpfung der ein-
zelnen Wissensgebiete und gewissermaßen einen Abschluß der
ganzen Ausbildung zu erreichen. Auch in andern Staaten hat
man der Philosophie in der Schule einen breiteren Raum gewährt
und in Württemberg z. B. ihr an der Oberrealschule zwei wöchent-
liche, also insgesamt etwa 70 Stunden zugewiesen. Als Grund-
lage für einen so ausgedehnten Betrieb dieses Faches ist das vor-
liegende Lehrbuch von Theodor Finckh gedacht, um die in den
Einzelfächern gewonnenen Erkenntnisse der Schüler durch ein
geistiges Band zusammenzuschließen und in den Primanern vor
ihrem Abgange auf die Hochschule ein Verständnis für einheit-
liche Auffassung von Wissenschaft, Welt und Leben anzuregen.

Das Buch ist geschickt und mit gründlicher Sachkenntnis
verfaßt, so daß es an Anstalten mit ausreichender Stundenzahl
seinen Zweck sicher erfüllen wird, an unsern preußischen An-
stalten aber wird es manchem Lehrer bei der Darbietung des
notwendigerweise beschränkteren Stoffes ein brauchbarer Weg-
weiser sein können.

Zum Schlusse möchte ich noch auf das Verzeichnis der in
dem Lehrbuch erklärten wichtigeren Begriffe (S. 128—130) und
die Literaturnachweise (S. 131 u. 132) aufmerksam machen.

Köslin.

R. Schmidt.

Philipp Witkop, Die neuere deutsche Lyrik. Band I: Von
Friedrich von Spee bis Hölderlin. Leipzig und Berlin 1910,
B. G. Teubner. 366 S. 5, geb. 6 M.

Was kann es reizvolleres geben als die Geschichte der Lyrik,
dieser innigsten, zartesten und feinsten Kunst, die uns einen Blick
in die tiefsten Tiefen der Menschenseele gewährt und unsere
Herzen von dem leidigen Getriebe des Alltags und Handwerks zu
Mitleiden und Sonntagstimmung erhebt! Diese Gefilde an der
Hand eines kundigen Führers zu durchwandeln, sich die ge-
heimsten Fäden ihres Wesens weisen zu lassen, das ist für jeden
ein hoher Genuß, auch für den Kenner und Mitforscher, der bis-
weilen seine abweichende Auffassung nicht verhehlen kann. Hier,
wo es sich oft um die schwierigsten Probleme des Seelenlebens

handelt und die Urteile noch mehr als sonst in der Wissenschaft von der Persönlichkeit des Schauenden und Urteilenden abhängen, wird niemand unbedingt und überall Allgemeingiltiges erwarten, wohl aber Förderung und Anregung, und das kann man aus diesem guten Buche gewinnen.

Es stellt in einer klar geschriebenen Einleitung von 20 Seiten das Wesen der Lyrik dar und behandelt dann, von Spee und den Mystikern des 17. Jahrhunderts anhebend, Günther, Brockes, Haller, Hagedorn, die Anakreontiker, Klopstock, Schubart, Claudius, Bürger, Höltz, Goethe, Schiller und Hölderlin. Mit größter Teilnahme verfolgen wir, wie der Verf. die einzelnen Dichterindividualitäten herausarbeitet, wie er ihnen Seiten abgewinnt, die für gewöhnlich weniger beachtet werden. Dadurch freilich, daß er mit seiner Zergliederung bis an die Wurzeln ihrer Eigenart vorzudringen sucht, kommt er an der Gefahr der Überschätzung wie bei Günther und Brockes nicht ganz vorbei. Es sieht oft so aus, als wenn ihm Leidenschaft und Sinnenfreude das Wesen der lyrischen Kunst ausmachen, und doch sind sie nur die Basis, auf der sich das Kunstgebilde erbaut. Das lyrische Gedicht wird doch erst durch Gestaltung, und als echt erweist es sich erst durch die Wirkung, die es auf uns ausübt, durch das Feuer, das es in uns zu entzünden versteht.

In dem einleitenden Abschnitt über die alte deutsche Lyrik spricht sich W. für die alte Volkslyrik als Grundlage der Minnepoesie aus. Zu scharf beurteilt er diese, wenn er sagt, daß sie „niemals zum unmittelbaren Ausbruch des Gefühls gelangt“, und Walther ohne Einschränkung in diese Verurteilung einschließt.

Sehr hübsch und schlicht ist die Entwicklung der älteren Lyrik bis auf Spee dargestellt. Wir finden hier nichts Neues, aber die Klarheit und Gerechtigkeit der Beurteilung berührt wohlthuend und wirkt fördernd. Überraschend dagegen und anfechtbar ist die Charakteristik des Protestantismus als einer Form, die „der Entwicklung und Wertung der Persönlichkeit entgegensteht“, während der Katholizismus sie fördere durch die aristokratische Gliederung verschiedener Grade der Heiligkeit (S. 56). Gerade das Entgegengesetzte läßt sich rechtfertigen, und der Beweis liegt darin, daß die großen Dichterindividualitäten auf protestantischem Nährboden erwachsen sind. Eben die Mystik, welche W. hier im Auge hat und für die er eine besondere Wertschätzung zu haben scheint, kann man als eine dem Protestantismus ähnliche Reaktion gegen den einseitigen Gehorsam ansehen, den die katholische Kirche gegen ihre Dogmen und Einrichtungen fordert. Die katholische Seele sucht in ihm persönliche Verbindung mit Gott, wie sie auch der Protestantismus anstrebt. Freilich folgen dem Mystiker wie dem evangelischen Christen daraus sittliche Kräfte, durch welche die Stellung zur Sinnlichkeit beeinflusst wird. Gerade dies scheint mir von dem Verf. nicht genügend beachtet zu sein.

Spee stellt ihm an der Spitze der neueren Lyrik, das ist neu. In ihm sieht er eine dichterische Persönlichkeit, in der Art seiner Gottversenkung wie in seiner Naturanschauung. „Nie noch ist es vor Spee in deutschen Gedichten also Frühling geworden, mit solcher Gegenwart und Gegenständlichkeit, mit solcher lyrischen Plötzlichkeit“. Aber hat nicht Gerhardt ähnliche Töne inniger Naturauffassung, z. B. in „Geh aus mein Herz und suche Freud?“ Ihm tut er entschieden Unrecht, wenn er sagt: „Und doch ist es nur zufällig (!), daß Gerhardt Ich sagt in seinen Liedern. Im Tiefsten ist seine Persönlichkeit durchaus von den Anschauungen der Gemeinde (?) gebunden. Nirgend wagt (!) sich sein religiöses Gefühl über die Schranken des Dogmas (?). Und so müssen wir auch ihn noch im Reiche der ständischen Lyrik empfinden, wenn er auch hart an der Grenze steht und mit stillen treuen Augen in das Land der freien Dichtung, der freien Persönlichkeit hinübersieht, wo man niemals (?) Ich sagt, ohne daß Zweifel und Zwiespalt, Einsamkeit und Leiden vorhergegangen sind“. — Mir scheint, daß das ganze 17. Jahrhundert kein Lied von gleicher Größe hervorgebracht hat wie „Nun ruhen alle Wälder“. Hier fehlt es weder an Versenkung in die Natur, noch an Anschaulichkeit, noch an Stimmung. Von der Gebundenheit der Seele an ein kirchliches Dogma ist hier keine Spur, wohl aber von einer tiefen Verbundenheit mit Gott, aus der eben die Stimmung der Geborgenheit des einsamen Ichs hervorgeht.

Eigenartig ist auch die Beurteilung Schefflers, der als protestantischer Mystiker individuelle Züge trug, als Katholik aber in die Bahn süßlicher Geschmacklosigkeit einmündete. Ist man wirklich berechtigt zu sagen, daß er zu einer persönlichen Lebensanschauung durchzudringen suchte? Er, der stets Anlehnung war und Anpassung und ganz Aufnahme?

Von der Überschätzung Günthers ist schon gesprochen. Der kurze Lebensabriß, den W. von dem Dichter gibt, erweckt nicht die Überzeugung, daß „hier zum ersten Male ein Mensch war, der es wagte, in gläubigem Vertrauen sich dem Leben hinzugeben, ein Mensch, der es fühlte, daß die bloße Intensität des Lebens einen Wert darstellt“. Nicht gläubiges Vertrauen war in diesem Mann, nicht freie Erfassung des Lebens, sondern widerstandsloses Versinken in die Leidenschaften niedrigster Art. Diese Beurteilung Günthers beruht aber auf der sittlichen Lebensanschauung des Verfassers, die ihn auch in dem sonst so vorzüglichen Abschnitt, der Goethe gewidmet ist, zu schiefen Werturteilen über die Verschmelzung von Natur und Kunst verführt. Zu ihrer Kennzeichnung sei zum Schluß folgender anfechtbarer Satz wiedergegeben:

„Damit der Mensch sich in seiner ganzen Menschlichkeit d. h. zur Persönlichkeit ausbilde, ist es notwendig, daß er alle verschiedenen Lebensperioden, die jener letzten, worin er stehen,

wirken und genießen soll, voraufgehen, mit angemessener Freiheit durchgenieße. Und in diesem Sinne ist die erste Periode, die zur Entwicklung der Persönlichkeit führt, die der Passivität. Sie muß ihn mit Leben und Welt überschütten, sie muß ihm die freie, leidenschaftliche Hingabe bringen, das völlige Aufgehen und Versinken in der Umwelt und Außenwelt. Nur indem er sich aus dieser grenzenlosen Hingabe, aus dieser bloßen Empfänglichkeit wieder in sein Innerstes zurückzwingt, gelangt er dazu, sich selbst zu erkennen, sich selbst zu erobern, nur in dieser Wechselwirkung von Empfänglichkeit und Selbsttätigkeit vermag er seine Innen- und Außenwelt frei und reich zu erwerben und zu vereinen“.

• Friedenau.

Karl Kinzel.

Robert Fritsch, Die deutsche Satzlehre in Schule und Wissenschaft. Eine kritische Studie. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. II u. 65 S. 8. geh. 1,20 M.

Das Buch beschäftigt sich in erster Linie mit Fr. Kerns Satzlehre, die seiner Zeit Aufsehen erregte, aber keine offizielle Förderung fand und manchem, der sich ehemals für sie interessierte, im Drange der Amtsgeschäfte nach dem Tode ihres Urhebers aus den Augen gekommen zu sein scheint. Fritsch nimmt zum Teil einen vom Kernschen grundsätzlich verschiedenen Standpunkt ein, was ich hier im einzelnen nicht durchführen kann. Es wäre freilich ein großes Unrecht gegen diese Studie, sie anders als nach genauester Durchprüfung auf ihren wahren Wert bemessen zu wollen. Diese habe ich nun zwar vorgenommen; doch möchte ich durch mein Referat nicht dazu beitragen, daß jemand sich vielleicht veranlaßt sieht, sich hier mit einem primis labris attingere zu benügen. Das würde schon das Andenken an den verehrten Mann und achtunggebietenden Gelehrten als unzulässig erscheinen lassen, dessen der deutschen Grammatik und sprachlichen Fragen überhaupt geltende Arbeiten der Unterzeichnete vor etwa einem Vierteljahrhundert in ihm gegönnter persönlicher Berührung mit dem schaffensfreudigen Schulmanne sozusagen hat entstehen sehen. Gleichwohl liegt ihm im Interesse der Sache ein iurare in verba magistri fern; aber auch unparteiische Prüfung setzt ihn nicht in stand, dem Verfasser der vorliegenden neuen Satzlehre, die es — das ist anzuerkennen — auf eine schulmäßige Vereinfachung der Dinge abgesehen hat, sich dauernd zum Begleiter auf seinem Wege zu machen.

Daß Fritsch gegen Kern neben der Sprachform auch den Gedankeninhalt beachtet haben will, ist zu billigen. Eine richtige grammatische Auffassung kann es nur da geben, wo eine Wortverbindung als unverständlich oder als verständlich erkannt wird.

Oft gehört eine solche nicht schon deshalb syntaktisch zusammen, weil sie überhaupt einen Sinn hat. Es ist für den Schüler bildend, wenn er mit allgemeinen Begriffen umgehen lernt, und gerade auch die Grammatik muß ihn dazu anhalten. Durch Kerns Ansicht, daß die Satzlehre nur wegen ihres „idealen“ Nutzens zu betreiben sei, während sie die Schüler für den praktischen Gebrauch nicht zu Sprachrichtigkeit und Sprachfertigkeit führe, befürchtet der Verf. zumal seitens der Volksschulpädagogen ein bedenkliches Schütteln des Kopfes gewährleistet zu sehen. Lektüre allein reiche nicht aus; umsomehr sei aus der Schulgrammatik grundsätzlich das zu entfernen, was keinen praktischen, sprachbildenden Wert habe, wiewohl sie der wissenschaftlichen Begründung nicht entbehren dürfe. Von den alten Ausdrücken: Subjekt, Objekt, Attribut, Adverbialbestimmung und anderen überlieferungsmäßig festgehaltenen Anschauungen sollen wir uns trennen, wie Fritsch durch die beigefügten „Beilagen“ glaubt bewiesen zu haben, die auch die wichtigsten Interpunktionsregeln in Wort und Bild skizzieren. Beseitigung einer unnützen und sogar hindernden Last helfe am besten die Überbürdungsfrage lösen. Wollen die übrigen Fachkollegen nicht folgen, so kann, meint der Verf., auch ein einzelner Deutschlehrer, der die schwere Eisenrüstung in die Rumpelkammer geworfen hat, die vereinfachte Art der Behandlung in seinem Unterrichte durchführen und (wegen des rückständig gebliebenen Amtsgenossen, dem die Schüler im neuen Schuljahre überantwortet werden) etwa im letzten Viertel des Schuljahres die alte Terminologie erklären. „Bei der Korrektur der Stilarbeiten wird er merken, daß es sich unter Umständen schon lohnt, auch einmal eine Zeitlang getrennt von seinen Kollegen zu marschieren“. Einer babylonischen Sprachverwirrung werde damit vorgebeugt. Jedenfalls eine eigenartige Probe auf den Goethespruch: Entzwei' und gebiete! Tüchtig Wort. Verein' und leite! Bess'rer Hort. Seine Abneigung gegen papiernen Schematismus treibt den Verf. bisweilen zu weit. Passive Imperative kommen nach ihm nur in grammatischen Paradigmen vor. Wo bleiben dann aber Sätze wie: Sei mir gegrüßt, mein Berg! oder: Seid umschlungen, Millionen! oder: Nun sei bedankt, mein lieber Schwan? „In 'sei gegrüßt, sei gelobt' haftet noch etwas von der alten Verwendung des 'sin' statt 'werden' zur Umschreibung des Passivs“ (Heyne, Wörterb. s. v.). In der Wendung: 'Werde von andern gelobt, soviel du willst, ich kann dir nicht beipflichten' ist der Imperativ zwar permissiv, aber doch jedenfalls ein passiver Imperativ. Daß eigentliche Nominalsätze wie im Hebräischen und Russischen bei uns nicht vorkommen, ist richtig, und von „elliptischen“ Sätzen sprichwörtlicher Art ist bei der Definition des Satzes abzusehen, doch darf vergleichsweise σοφός ὁ ἀνὴρ, Ἑλλήν ἐγώ und zumal an ἴλαος, ὃ δαῖμον neben triste lupus stabulis erinnert werden (dazu Begers Bemerkung, Lateinisch und